



ARABELLA
CARTER-JOHNSON

Die Katze,
die unsere Familie
rettete

Iris und Thula

Weltbild

Iris und Thula

Über die Autorin:

Arabella Carter-Johnson ist Iris Graces Mutter und freischaffende Fotografin. Sie wuchs in der sanften Hügellandschaft des Leicestershire auf. Nach einem längeren Aufenthalt in Frankreich zog sie 2008 mit ihrem Mann Peter-Jon dorthin zurück.

Die Geburt ihrer Tochter Iris Grace 2009 änderte ihr Leben von jetzt auf gleich und für immer. Arabella hat ihre große gemeinsame Lebensreise in Fotos und Tagebucheinträgen festgehalten und erzählt ihre Geschichte in ihrem ersten Buch.

Arabella Carter-Johnson

Iris und Thula

Die Katze, die unsere Familie rettete

Aus dem Englischen von
Bernhard Josef



Weltbild



Lizenzausgabe mit Genehmigung der Bastei Lübbe AG,
Köln für Weltbild GmbH & Co. KG, Augsburg

Für die Originalausgabe:

Text und Fotos: Copyright © 2016 by Arabella Carter-Johnson

Illustrationen: Copyright © 2016 by Alice Tait

Titel der englischen Originalausgabe: »Iris Grace«

Die Originalausgabe ist erschienen bei Michael Joseph, einem Verlag der Penguin
Random House Group

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2017 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Sylvia Gredig, Köln; Dr. Ulrike Strerath-Bolz, Friedberg

Umschlaggestaltung: atelier seidel, teising

Umschlagmotiv: © Arabella Carter-Johnson

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

Gesamtherstellung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice

Printed in the EU

978-3-8289-5714-5

2021 2020

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Einkaufen im Internet: www.weltbild.de

Für P.-J., Iris und Thula





Prolog

FEBRUAR 2014



Zum zwanzigsten Mal legte Iris meine Hand zurück auf das aufgeschlagene Buch; zum zwanzigsten Mal wiederholte ich die Wörter, und sie war für ein Weilchen zufrieden. Langsam senkten sich ihre langen Wimpern auf ihre rosigen Wangen ... sie war so nahe am Einschlafen ... und dann schlug sie die Augen wieder auf und wirkte so wach wie eh und je. Es war zum Verzweifeln. Wieder hatten wir eine ganze Nacht im Bett gelesen. Ich durfte weder von ihrer Seite weichen noch zu lesen aufhören, und so drehten wir uns endlos im Kreis. Ihre Obsessionen waren Freunde und Feinde, die uns mal halfen, mal gegen uns waren. Ihr Verlangen, Wörter zu hören, zu lesen und zu verstehen, war ein Geschenk in ihrer sonst so stillen Welt. Sie kommunizierte zwar immer noch hauptsächlich durch Körpersprache, baute aber allmählich Beziehungen zu diesen Wörtern auf, die ich nicht wieder zerreißen wollte. Dahinter steckte ein starker Antrieb, der ausbalanciert werden wollte. Ihr einzigartiger Verstand war beschäftigt, fieberhaft geradezu, und so wunderbar das war, es erwies sich auch immer wieder als sehr zerstörerisch. Kaum hörte ich zu lesen auf, wurde sie unruhig und stemmte sich gegen die eigene Müdigkeit wie gegen die meine, wenn ich irgendwann das Licht ausmachte. Ich hoffte mit jeder Faser

meines Herzens, dass sie einschlafen würde. Tage wurden zu Wochen und dann zu Monaten, zu Jahren ohne Schlaf. Wie sollten wir so weitermachen? Die dunklen Ringe in ihrem schönen Gesicht machten mich manchmal traurig. Und ihr Verhalten wurde immer extremer. Die Intensität ihrer Interessen drohte sie zu verschlingen, wenn sie nicht genügend Schlaf bekam. Wir gerieten in einen Strudel, der uns in die Tiefe zog, bis uns wieder mal eine gute Nacht vergönnt war, eine Pause – nach der alles wieder von vorn begann. Die Müdigkeit war ein Teil meines Wesens geworden, der mir gar nicht gefiel, da sie wie eine Bremse auf meinen Verstand wirkte, während der ihre weiterraste. Die finstersten Gedanken stellten sich ein; ich beneidete Menschen, die jeden Abend mühelos in ihre Traumwelt sinken durften, während wir zum Wachsein verurteilt waren.

Wenn die Frustration sie übermannte, begann Iris zu weinen, und ihre Schluchzer erfüllten den stillen Raum. Ich kam mir schrecklich hilflos vor, wenn ich sie an mich drückte. Nichts außer dem Buch schien sie zu trösten, und so sehr ich mich nach Hilfe sehnte, sie ließ niemand anderen an sich heran. Der Druck auf mich wurde unerträglich. Die letzten vier Jahre waren ein einziges Auf und Ab mit belebenden Höhen und aufreibenden Tiefen. Ständig versuchten wir, mit Iris Schritt zu halten, versuchten ihre Welt zu verstehen, während sie in der unseren zu leben lernte.

P-J, mein Mann, saß unten vor dem Fernseher. Der Abspann des Films lief, das Feuer in unserem Holzofen war so gut wie erloschen.

»Was ist denn, Thula?«, brummte P-J.

Er sah unser neues Kätzchen an, das ihm eben vom Schoß gesprungen war. Eine Pfote gehoben, stand das Tier reglos da und spähte zur Tür. Thula war hellwach: Etwas hatte ihre Aufmerksamkeit erregt – Jammerlaute, die für die Ohren meines Mannes unhörbar, aber für ihre Katzenohren Sirenen waren. Dann bewegten sich ihre Beine. Im nächsten Augenblick war Thula auch schon um die Ecke gewischt, flog die Treppe hinauf in Iris' Zimmer und sprang zu ihr aufs Bett. Ohne auf das Jammern zu achten, rollte sie sich neben Iris ein und begann sich zu putzen, leckte sich die Pfoten, fuhr sich über die Ohren. Fast auf der Stelle änderte sich Iris' Stimmung. Sie kicherte über Thulas viel zu große Ohren, die jedes Mal ruckartig wieder aufsprangen, wenn eine Pfote sie nach vorn strich. Die langen Haarpinsel an den Spitzen leuchteten im Licht, die überdimensionalen Ohren auf dem kleinen Köpfchen verliehen ihm eine herzallerliebste Kontur. Feine längere Härchen ließen sie rundum schimmern. Als Nächstes waren die Schnurrhaare dran, und auch hier bot sie ein unvergleichliches Bild, komisch und schön zugleich. Iris entspannte sich und legte das Buch aus der Hand. Ich nutzte die Gelegenheit und schlüpfte aus dem Zimmer. Unten lauschte ich am Fuß der Treppe nach dem sonst unvermeidlichen Schluchzen. Es blieb still: kein unwilliges Gehopse auf dem Bett, kein Wenden von Seiten, kein Summen, kein Heulen.

Ich wartete. Als ich es vor Spannung nicht mehr aushielt, schlich ich mich auf Zehenspitzen an die Tür des Kinderzimmers und spähte hinein. Iris war eingeschlafen, das Kätzchen neben ihr; einander zugewandt lagen die beiden da. Iris hatte eine Hand auf Thulas Schulter, und ich hörte das Kätzchen schnurren.



Wie in einem Spiegelbild ruhten Thulas Pfoten auf Iris' Arm. Obwohl sie noch ein Baby und neu in der Familie war, passte Thula wie eine treue Gefährtin auf unsere Tochter auf. Sie war auch eine Freundin für mich, die in mein Leben getreten war, als ich sie am dringendsten brauchte. Ich musste sie noch nicht einmal bitten, sie wusste instinktiv, was zu tun war und wie sie helfen konnte. Dieses zauberhafte kleine Fellknäuel veränderte unser Leben. Es erfüllte mich mit Hoffnung und ließ mich endlich lächeln beim Gedanken an den kommenden Tag.





Als Umriss vor der Scheibe sah ich eine perfekte Katzensilhouette – Meoska. Aufrecht am Fenster sitzend, eine Pfote gehoben, tappte sie nach einem Schmetterling auf der anderen Seite. Es war Anfang Sommer 2008, mein Mann und ich hatten uns eben an unser jüngstes Projekt gemacht: die Restaurierung unseres eben gekauften Vier-Zimmer-Hauses in den sanften Hügeln von Leicestershire. Meoska und ich hatten unterschiedliche Ansichten darüber, wie wir das Projekt angehen sollten. Wie Tonkanesen-Katzen das so an sich haben, ließ sie mich wissen, was sie von meinen Fertigkeiten als Heimwerkerin hielt, indem sie immer wieder nach mir rief, mich anstupste und dann ihren kleinen dunklen Körper und den schwarzen Schwanz um meine Waden schmiegte, um mich abzulenken. Sie ließ von dem Schmetterling ab und schob sich an meinem halb leeren Teebecher vorbei, wobei sie ihn um ein Haar umstieß.

»Meoska, komm her!« Ich pfiiff. Sie setzte sich und beäugte mich mit zur Seite geneigtem Kopf. Mit ihren großen glänzenden blauen Augen, die cremefarbenen Brusthaare aufgeplustert, war sie einfach wunderschön. »Warum folgst du P-J, wenn er pfeift, aber nicht mir?«

Sie kam herüber und strich mir mit leisem Miauen ums Bein. Von der Diele her hörte ich P-Js Lachen. Ich hatte mir zur Aufgabe gemacht, unser neues Zuhause von allen Brauntönen zu befreien. Nie hätte ich gedacht, dass man eine der-

artige Abneigung gegen eine Farbe entwickeln kann, aber die braun gekachelten Wände in der Küche deprimierten mich wirklich. Eine nach der anderen schlug ich die Kacheln ab. Auch die braune Tapete mit den grünen Schnörkeln und die braunen Teppichfliesen lasteten auf mir wie ein Gewicht. Ich konnte in einer derart düsteren Umgebung einfach nicht mehr klar denken, ganz zu schweigen davon, dass sämtliche Oberflächen schmierig und schmutzig waren. Grün stand als Nächstes auf meiner Liste: das grüne Bad, das grüne Waschbecken, die grüne Kloschüssel. Und auch das Zimmer mit der grünen Tapete und der grünen Tür musste raus. Ich sehnte mich nach Licht, ich fragte mich schon, ob die Entscheidung, das Haus zu kaufen, nicht ein riesiger Fehler gewesen war, der auf mein Konto ging.

»Schau nicht so genau hin«, hatte ich P-J gesagt, als er sich das Haus einige Monate zuvor angesehen hatte. »Stell dir alles vor, nachdem wir damit fertig sind – es wird wunderschön, ein richtiges Zuhause für eine Familie. Wir könnten die Scheunen umbauen, den Baum da wegmachen, hier bauen wir an ...«

»Hatten wir das nicht schon alles?«, hatte er mich gefragt. »Ich weiß wirklich nicht, ob ich das alles noch mal durchmachen will.« Er wirkte müde von seiner letzten Geschäftsreise und war offensichtlich nicht in der richtigen Stimmung. Er ließ mich stehen und machte sich an einen Rundgang durch den Garten, entweder um sich das Ganze noch mal durch den Kopf gehen zu lassen oder um den Jetlag abzuschütteln. Ich war mir nicht sicher.

Wir waren in dem Jahr aus Frankreich zurückgekommen, wo wir drei Jahre lang einen alten Bauernhof im Limousin

renoviert hatten. Von dort hatten wir auch unsere Katze mitgebracht, die ein Jahr zuvor im Lieferwagen des Postboten bei uns aufgetaucht war. Sie war ein schönes Tier, schlank, mit seidigem Fell und schwarzen Tupfen. Vermutlich war sie getrampt und an unserem Hof ausgestiegen, und nachdem wir keinen Besitzer ausfindig machen konnten, nahmen wir sie bei uns auf. Sie war ein neugieriges kleines Ding, fast wie ein Hund: Sie folgte uns auf Schritt und Tritt, selbst wenn wir auf den Pferden ausritten. Sie kam, wenn P-J nach ihr pfiß, und unterhielt uns bei der Arbeit an unserem Hof. Wir nannten sie unser Maskottchen. Wann immer wir von all der Arbeit hundemüde oder einfach niedergeschlagen waren, kletterte Meoska auf einen Baum oder absolvierte einen Balanceakt mit einem so komischen Ausdruck auf dem Gesicht, dass wir lachen mussten. Sie wurde eine richtige Freundin. Es konnte durchaus einsam werden in einem abgelegenen französischen Departement. Während der wärmeren Monate war furchtbar viel zu tun, außerdem hatten wir immer wieder Besuch. Die Winter dagegen waren lang und wirklich streng – einmal hatten wir minus siebzehn Grad. Der Schnee lag so hoch, dass wir mit den Pferden praktisch nicht draußen arbeiten konnten. Meoska tröstete mich in diesen einsamen Monaten, und ich hatte nicht die Absicht, ohne sie nach England zurückzukehren.

Während unserer Zeit in Frankreich arbeitete P-J als Europavertreter für eine amerikanische Firma im Bereich der Finanzmarktforschung; er hatte also entsprechend viel zu tun, als wir nach England zurückgingen. Während ich mich auf die Suche nach einem Zuhause für den Rest unseres Lebens machte, war er beruflich beschäftigt und eben

mit einem Nachtflug aus Amerika zurückgekommen, als ich ihm das Haus zeigte. Ich hatte mich verliebt; ich erkannte das Potenzial, und ich liebte die Aussicht, die mich an die italienischen Hügel erinnerte, wo wir mal hatten leben wollen. Die Schönheit dieses Hauses war nur versteckt und wartete darauf, freigelegt zu werden. Ich fühlte mich zu Hause, und das zum ersten Mal seit vielen Jahren.



Ich konnte es P-J nicht verdenken, dass er meine Begeisterung über das neue Haus nicht gleich teilte; wir hatten so viel Arbeit in unser französisches Anwesen gesteckt – allein der Gedanke konnte einen müde machen, gelinde gesagt. Ich sah durchaus, dass ich mich da in etwas hineinsteigerte, aber es war mir egal; das Haus in Leicestershire war es, und wir hatten einfach keine Zeit, müde oder nicht in Stimmung zu sein. Als ich das Grundstück zum ersten Mal allein beging, hatte ich eine kleine Nische hinter einem hohen Baum im Garten entdeckt, die mir eine Vorstellung von der möglichen Aussicht gab. Im Haus selbst war viel zu tun, sollte daraus ein richtiges Heim für eine Familie werden, aber es schien machbar. Es war völlig heruntergekommen, und einige Ecken waren wirklich eklig, aber ich sah nichts, was nicht in Ordnung zu bringen wäre. Wir würden das alles im Lauf der Zeit erledigen müssen, und die Aussicht darauf war alles andere als erquicklich, aber angesichts der Immobilienpreise war es unsere einzige Chance. Ich würde mein Geschäft als Hochzeitsfotografin aufbauen, um uns die diversen Anbauten leisten zu können, aber ich hatte eine

so klare Vorstellung vom Ergebnis – ich wusste einfach, es würde alles perfekt.

Vom ersten Augenblick an, als ich mit achtzehn Jahren P-J kennenlernte, begannen wir zusammen die Welt zu bereisen. Wir waren in Mexiko und Venezuela, in Italien, in Frankreich, aber jetzt waren wir wieder zu Hause, verheiratet und nur wenige Meilen von dem Ort entfernt, an dem ich aufgewachsen war. Hier wollte ich meine Familie gründen, so viel stand fest.

Kennengelernt hatte ich P-J bei einer Party zum einundzwanzigsten Geburtstag eines Bekannten am französischen Nationalfeiertag. Zum ersten Mal war er mir aufgefallen, als ich die Allee zu dem Haus entlangfuhr, in dem die Party stattfand. Er war als Musketier verkleidet über einen Zaun gesprungen. Selbstsicher hatte er sich das wellige dunkelbraune Haar aus der Stirn gestrichen und sich dann einen breitkrepigen Hut mit einer langen Feder aufgesetzt. Mein Blick folgte ihm, bis er in dem bunten Gedränge unter einer Markise verschwand.

Drinnen plauderte ich mit den Gastgebern, sah mir den Sitzplan an und ging an meinen Tisch, um meine Tasche an meinem Platz abzustellen. Und da sah ich ihn: den Hut mit der Feder auf einer Ecke des Stuhls. Kurz darauf nahm mein Musketier neben mir Platz.

»Hi, ich bin P-J. Ich bin ein Freund von Andys Schwester. Und wer bist du?« Er drückte mir die Hand, wobei er mich mit seinen leuchtend blauen Augen ansah, und ich setzte mich neben ihn.

»Arabella. Mein Bruder ist Andys bester Freund. Da drüben ist er. Er heißt James.« Ich wies auf meinen Bruder,

der – ganz in Blau – als Aristokrat kostümiert war. »Meine Eltern sind auch hier.«

Ich sah mich nach ihnen um, entdeckte sie aber nicht. Es waren zu viele Kostümierte da; ich hatte sie in dem wogenden Meer französischer Aristokraten aus den Augen verloren. Ich trug ein schönes elfenbeinfarbenes Kleid mit Goldstickereien, ein unglaublich kompliziertes Ding mit Korsett und bodenlangem Rock. Alles aus dem Fundus eines Theaters gemietet.

Ich wollte alles über diesen hübschen Musketier wissen und begann, ihm ein Loch in den Bauch zu fragen. Er antwortete mir ganz offen und sah mich dabei mit großen, freundlichen Augen an.

»Ich bin auf einer Farm im nördlichen Lincolnshire aufgewachsen, aber nach dem Studium fing ich bei einem Aktienhändler in London an.«

»Machst du das immer noch?«

»Nein, ich habe aufgehört, um reisen zu können ... Asien, Mexiko ...«

»Mein Bruder war in Mexiko. Da würde ich auch gern mal hinreisen.«

P-J und ich hatten eine ähnliche Kindheit auf dem Land gehabt – er hatte noch Bruder und Schwester, ich hatte einen Bruder –, der Altersunterschied freilich war beträchtlich: Er war elf Jahre älter als ich, ich hatte gerade die Schule abgeschlossen.

»Ich habe vor, Köchin zu lernen, aber danach würde ich zu gern reisen«, sagte ich ihm. »Ich weiß nur nicht, wo ich anfangen soll.« Er war so anders als die Männer, die ich bis dahin kennengelernt hatte: ein aufregender Abenteurer.

Wir unterhielten uns über die Länder, die ich gern sehen wollte, über meine Liebe zur Kunst, zu Tieren, zum Kochen und dass ich am liebsten Bildhauerin werden wollte, mich aber auch für die Fotografie interessierte. Am Anfang reizte er mich gar nicht sehr, dazu war er zu alt. Ich fand ihn einfach nett. Aber je länger wir uns an dem Abend unterhielten, desto mehr fühlte ich mich zu ihm hingezogen und wünschte mir, dass er für mich dasselbe empfand. Wir tanzten miteinander, bis mein überfürsorglicher Bruder dazwischenging. Dabei war das gar nicht nötig, ich fühlte mich sicher mit P-J. Wenn ich heute an den Abend zurückdenke, wird mir klar, wie viel er mir bedeutete, welche Möglichkeiten er mir eröffnete. Damals dachte ich natürlich nicht an die Zukunft, ich wollte einfach nur Spaß. Schließlich küsste er mich an dem Zaun, an dem ich ihn zum ersten Mal gesehen hatte, und schlug mir vor, mit ihm nach Mexiko zu reisen. Ich könnte wirklich nicht sagen, warum ich die Einladung nicht infrage stellte, warum ich so ruhig war bei dem Gedanken, mit jemandem auf Reisen zu gehen, den ich gerade erst kennengelernt hatte.

Meine Eltern freilich waren alles andere als glücklich. »Liebes, das sieht dir doch gar nicht ähnlich«, sagte meine Mutter. »Ich dachte, du wolltest die Ausbildung zur Köchin machen. Von Reisen hast du nie etwas gesagt.«

»Ich mache ja zuerst die Ausbildung.«

»Aber du wärest Monate unterwegs. Kannst du nicht mit einigen deiner Schulfreundinnen reisen?«

»Ich vertraue ihm ... Nein, wir haben nichts miteinander, wir sind nur Freunde.«

Sogar ich merkte, dass meine Antworten nicht sonderlich überzeugend waren. Sie konnten sehen, wie gern ich ihn hatte, und obwohl er zum erweiterten Freundeskreis meiner Familie gehörte, herrschte große Unsicherheit, ob man mich gehen lassen sollte. Aber da ich achtzehn war und mich danach sehnte, die Welt zu sehen, war ihnen klar, dass mich kaum etwas davon abhalten konnte, mit P-J auf Reisen zu gehen.

So reisten wir im November 2000 nach Mexiko, wo ich eine andere Welt zu sehen bekam. Ich sog diese neue Kultur in mich auf: Farben, Landschaften, Menschen, Tiere. P-J war ein großartiger Reisegefährte, wir kamen prima miteinander aus bei unserer Erkundung des Landes. Rasch waren wir aufeinander eingespielt, immer schienen wir zum gleichen Zeitpunkt von einem Ort abreisen zu wollen, wenn wir das Gefühl hatten, alles gesehen zu haben. Und immer trieb uns derselbe Eifer, ans nächste Ziel unserer Reise zu kommen. Er lernte mich kennen – meine kleinen Eigenheiten, mein Problem mit Unterzucker und dass ich für mein Leben gern Pläne mache. Also durfte ich unsere Abenteuer auf der Karte planen und die Führung übernehmen. Er brachte mir das Schnorcheln bei, zeigte mir, wie man seine Lunge einsetzt, damit man lange genug unter Wasser bleiben kann, um die bunte Welt da unten so richtig zu sehen. Ich lernte, im Wasser zu schweben und meine Bewegungen durch richtiges Atmen zu kontrollieren. Er hatte Geduld mit meinen manchmal etwas zu ehrgeizigen Ideen und all den Schnorchelexpeditionen die Küste entlang. Ich übte mich im Fotografieren und wusste, wenn wir wieder zu Hause wären, würde ich sofort wieder auf Reisen gehen wollen.

2001 bot man ihm eine Stellung in Venezuela als Renten- und Anlageberater für dort lebende Briten an. Ich war also gerade mal zwanzig, als wir zu einer Reise aufbrachen, die uns viel mehr abverlangte als die nach Mexiko. Einen Tag nach unserer Ankunft merkten wir, dass das Land am Rande eines Bürgerkriegs stand, und daran sollte sich das ganze Jahr, das wir dort verbrachten, nichts ändern. Aber unser Haus schmiegte sich in die Ausläufer der Anden, weit entfernt von den Unruhen in Caracas. Wir wohnten unweit der Universitätsstadt Merida, deren Umgebung schlicht atemberaubend war. Wir kauften zwei Hengste und erkundeten auf ihrem Rücken Berge, tropische Täler, Flüsse, Bananenplantagen, Orangenhaine. Wir lernten unglaublich viel, nicht nur, weil wir so vieles selbst erledigen mussten – wir lernten sogar, unsere Pferde selbst zu beschlagen. Ich wurde eigenständig und stark. Doch wie jede besondere Erfahrung dauerte auch diese nicht ewig, und schließlich ging unsere Zeit in Venezuela zu Ende. Kurz vorher kam meine Familie uns dort zu meinem einundzwanzigsten Geburtstag besuchen. Wir feierten hoch oben auf dem Mount Bolivar und gingen dann auf Safari in den riesigen Grasebenen von Los Llanos. Wenig später jedoch riet uns die Botschaft, das Land zu verlassen. Wir flogen mit einer der letzten verfügbaren Maschinen nach Hause.

Ich hatte seit geraumer Zeit mit einer Idee gespielt, zu der mich meine Abenteuer auf dem Pferderücken in den Anden inspiriert hatten – ich wollte in Europa einen Hof für Reiterferien aufmachen. So fuhren wir 2003 in unserem blauen Campervan nach Frankreich, wo wir ein Bauernhaus mit

zwei schönen Nebengebäuden und einer großen Scheune fanden, die sich in eine Reithalle verwandeln ließ. Der Hof lag inmitten von über sechs Hektar Grasland, dahinter ein Eichenwald; wir hatten sogar unseren eigenen Bach. Es gab ein ganzes Netz von Reitwegen, die sich von unserem Hof aus meilenweit über sanfte Hügel und Felder erstreckten, an Flüssen entlang, vorbei an anderen Höfen. Neben der Arbeit auf dem Hof übte ich mich weiter im Fotografieren und eröffnete ein Studio für Familienporträts. Und schließlich machte mir P-J in diesem Haus einen Antrag – und ich sagte Ja.

Eines ruhigen Sonntags jedoch ritten wir zusammen aus, und alles änderte sich.

»Könnte es was Schöneres geben?«, fragte ich und drehte mich nach P-J um. Tess, meine Vollblutstute, befand sich eine Länge vor Duo, dem arabischen Fuchswallach, den P-J am liebsten ritt.

»Kann ich mir nicht vorstellen!« P-J warf einen Blick über die Blütenpracht an den Hecken und Bäumen am Rande des Reitwegs.

Wir waren mitten auf dem Land, meilenweit von der nächsten Ortschaft entfernt und völlig unbeschwert. Es war warm, zu beiden Seiten des Reitwegs sonnten sich die kastanienbraunen Kühe des Limousin. Wir bogen auf einen schmaleren Weg ab, um auf eine offene Wiese hinauszureiten, wo Tess sich endlich ordentlich strecken konnte. Doch sie blieb plötzlich stehen, schnaubte, scheute offensichtlich vor irgendetwas in der Hecke auf der anderen Seite des Wegs – ein großer Stapel verschnürter weißer Plastiksäcke voll Kunstdünger.

»Kannst du vorausreiten?«, fragte ich. »Duo stören die Dinger nicht, und ich komm dir nach.«

»Klar«, sagte P-J. Er kannte das Verfahren, es war nicht das erste Mal, dass wir Duos Selbstbewusstsein einsetzten, um meinem jüngeren Pferd die Angst zu nehmen. Nur dass es diesmal nicht funktionierte. Tess wich plötzlich zurück und setzte sich hin, als sie mit einem Bein in den Graben trat. Ich hielt mich fest, war aber nicht auf das gefasst, was als Nächstes kam.

Tess sprang so ruckartig und mit solcher Wucht wieder auf, dass ich aus dem Sattel geschleudert wurde und mit dem Kopf auf der Erde aufschlug. Im nächsten Augenblick lag ich da, bekam keine Luft mehr, konnte mich nicht mehr bewegen. Schlagartig erfüllte mich eine furchtbare Angst. Ich versuchte nach Luft zu schnappen, bekam aber keine. Ich hatte ungeheure Schmerzen in der Brust. Mein Rücken brannte wie Feuer, ich konnte mich kaum bewegen.

Als der Krampf nachließ, konnte ich allmählich wieder atmen und sprechen.

P-J war bereits an meiner Seite. »Kannst du aufstehen?«

Ich schüttelte den Kopf. Ich bat ihn, nach den Pferden zu sehen, ihnen die Sättel abzunehmen und das Gatter zu schließen, aber es war zu spät; sie waren beide bereits reiterlos auf dem Rückweg zum Hof.

P-J sah besorgt aus, ließ sich aber um meinetwillen nichts anmerken. Uns dämmerte der Ernst der Situation: Ich konnte mich nicht bewegen, und wir befanden uns praktisch am Ende der Welt. Es würde Stunden dauern, bis P-J Hilfe holen konnte, und ich wusste nicht, was mit mir los war. Meine Schmerzen jedenfalls waren so schlimm, dass ich

fürchtete, ich hätte mir das Rückgrat gebrochen. Und die Atemnot machte mir wirklich zu schaffen.

»Was immer du tust, nicht bewegen. Ich gehe Hilfe holen. Ich bin so schnell wie möglich wieder da.«

Und fort war er. Ich hörte ihn den Weg hinauflaufen, aber im nächsten Augenblick waren seine Schritte verklungen, und ich war allein. Von meiner Position auf der Erde aus hatte ich einen guten Blick auf ein schönes Tal: Kühe grasen in der Ferne, auf der einen Seite floss ein idyllischer Bach den Wald entlang. Abgesehen davon, dass mich allerhand Krabbeltiere piesackten, die mich für einen Leckerbissen hielten, beruhigte ich mich allmählich. Die Euphorie, mit der ich nach dem ersten Schreck die Tier- und Pflanzenwelt rund um mich wahrnahm, muss wohl die Reaktion meines Körpers auf den Unfall gewesen sein. Aber bald stellten sich Schmerzen und Angst wieder ein. Endlich hörte ich ein Brummen, hinter dem ich ein geländegängiges Fahrzeug vermutete – es kam direkt auf mich zu.

Es dauerte nicht lange, und ich sah mich von französischen Feuerwehrleuten umringt. Man packte mich auf eine aufblasbare Trage; selbst wenn ich gewollt hätte, ich hätte mich nicht einen Millimeter aus eigener Kraft bewegen können. Wir fuhren über sonnenbeschienene Feldwege zurück auf die Hauptstraße, wo sie mich in einen Krankenwagen verfrachteten. Man spritzte mir Morphium, und danach war es wie in einem Traum: Alle versuchten, mich am Einschlafen zu hindern, und ich versuchte, aus dem französischen Stimmengewirr schlau zu werden.

Das Warten auf das MRT-Ergebnis war ein Problem für sich; ich lag nach wie vor auf der Trage und wusste nicht einmal, ob

ich meine Beine bewegen konnte. Man musste erst klären, ob meine angeknacksten Wirbel stabil genug waren. Der Gedanke, nie wieder gehen zu können, tobte wie eine Furie in meinem Kopf. Das Ergebnis war dann aber positiv: Der Bruch war stabil und musste nicht operiert werden. Ich war sehr erleichtert. Gegen Ende des Sommers, nach einigen Monaten Ruhe und Physiotherapie, wäre ich wieder in Ordnung, sagte man mir. Allerdings, so meinte der Arzt, würde ich vielleicht nie wieder reiten können: Angesichts der Lage des Bruchs und der schweren Stauchung würden mir die Bewegungen des Pferdes Schmerzen bereiten. Außerdem musste ich womöglich vorzeitig mit einer Arthritis rechnen. Die Nachricht war ein schwerer Schlag. Ich war seit meiner Kindheit geritten, ich liebe Pferde, ein Leben ohne sie schien mir unerträglich – all unsere Pläne und Träume in Frankreich bauten auf sie. So mussten wir dann Monate später (ich trug noch immer ein unbequemes Plastikkorsett) unsere Idee mit dem Reiterhof aufgeben. Da es den französischen Ärzten ernst damit war, dass ich nie wieder reiten sollte, und mir England und meine Familie ohnehin fehlten, beschlossen wir, wieder in vertraute Gefilde zurückzukehren. Im Herbst nahm man mir das Korsett ab, und unser Anwesen stand zum Verkauf.



Im Dezember kamen wir zurück, und unsere Hochzeit stand an. Meine Mutter hatte alles arrangiert, während ich mich noch von meinem Unfall erholt hatte. Es wurde ein Traum von einer englischen Abend-Hochzeit bei Kerzenschein in einem Herrenhaus aus dem 18. Jahrhundert: Nosely Hall.

Meine Mutter und ich kannten es gut, hatten wir dort doch über viele Jahre zusammen aufwändigen Blumenschmuck für Hochzeiten arrangiert.



Arabella mit sechs Jahren

Meine Eltern waren bei mir, als ich mich in einem der Zimmer oben zurechtmachte. »Die Fackeln brennen!«, verkündete mein Vater strahlend, etwas außer Atem von der schweren Aufgabe, die über dreißig Fackeln am Weg zur Kirche anzuzünden. Es herrschte ein starker Wind.

»Wahnsinn!«, sagte ich. »Ich hätte nie gedacht, dass du sie alle schaffst.«

»Ach, ich bin sicher, Arthur hat sie mit der Lötlampe angezündet«, zog ihn meine Mutter auf. Sie wusste, mein Vater hätte das ohne den Besitzer von Nosely Hall nicht hinbekommen.

»Nun kommt schon, es wird Zeit. Der Fotograf möchte ein paar Bilder von euch auf der Treppe machen.«

Es war dunkel, als ich Arm in Arm mit meinem Vater vors Haus trat. Die frische Luft ließ mich vor Aufregung erschauern.

Ich glaube, dass er noch nervöser war als ich. »Wir sind so stolz auf dich«, sagte er. Ein Schatten huschte über sein Gesicht. Der Wagen eines späten Gasts stand auf dem von Fackeln gesäumten Weg. »Ich geh mich mal darum kümmern. Ausgerechnet da zu parken, so was von blöd. Nicht zu fassen ...«

»Sei nicht albern, dazu ist jetzt keine Zeit. Das stört mich doch nicht, ich schwör's. Es ist alles in Ordnung«, sagte ich, und während wir miteinander sprachen, wurde mir klar, dass *ich* diejenige war, die *ihn* beruhigte. Dann tauchte sie hell erleuchtet in der Dunkelheit vor uns auf: die prächtige Kapelle aus dem 13. Jahrhundert.

Es war Romantik pur; meine Mutter hatte für eine atemberaubende Szenerie gesorgt. Die Kapelle war voller Kerzen und Blumen: Fenstersimse, Kanzel, Taufbecken, Altar, alles war wunderschön. Kaum waren wir über die Schwelle getreten, fiel jede Nervosität von mir ab, ich fühlte mich in meinem Element und genoss jeden Augenblick. Sogar dass ich beim Ja-Wort links und rechts durcheinanderbrachte, änderte nichts an der Vollkommenheit dieses Augenblicks. P-J war genauso glücklich wie ich.

Der abendliche Empfang nach der Zeremonie verging wie im Flug. Bevor ich mich versah, war die Torte angeschnitten und die ersten Reden wurden gehalten. Mein Bruder und mein Vater hielten die ihre gemeinsam. James er-

zählte aus unserer Kindheit: »*Little Miss Doolittle*, ein selbstständiger kleiner Geist mit ihren Tieren ...« Unter großem Gelächter erzählte mein Vater, dass für ihn die Hochzeitsvorbereitungen mit meiner Junggesellinnenabschiedsparty begonnen hätten. »Stellt euch sieben hinreißende Mädels auf einem ballongeschmückten Flusskahn voll Champagner vor, mit meiner Mutter Sohn am Ruder. Ruft einer von einem anderen Kahn herüber: ›Wie viele Bräute hast du denn da geladen, Alter?‹ – ›Ach, heute bloß sieben, danke der Nachfrage!«

James ist Herz und Seele jeder Party. Sein Charme und seine menschliche Wärme sorgen immer für eine muntere Atmosphäre, er hält mit seinen Gefühlen nicht hinterm Berg und ist immer geradeheraus und echt.



P-J schleppte den letzten Eimer voll brauner Scherben aus der Küche und zur Haustür hinaus, und als er wieder hereinkam, atmeten wir zufrieden auf. Wir kamen voran, langsam, aber sicher.

»Siehst du, das haben wir doch im Handumdrehen. Ich sag's doch, *das hier ist es*«, zog P-J mich mit verschmitztem Grinsen auf. Er nahm den verstaubten Panamahut ab, wir setzten uns auf eine Tasse Tee an den Küchentisch; Meoska lag vor dem grünen Rayburn-Herd.

»Was steht als Nächstes auf dem Programm?«

»Die Tapete abdampfen«, antwortete ich und holte ein etwas merkwürdiges Gerät – ein Zwitterwesen aus Blitzkocher und Elefant – aus dem Schrank.

»Okay, dummerweise habe ich heute Nachmittag eine wichtige Telefonkonferenz mit Amerika. Das könnte ein Weilchen dauern ...«

Damit hatte ich gerechnet. Der Dampfelefant und ich waren in Frankreich schon gute Freunde geworden, nachdem ich irgendwann begriffen hatte, wie nützlich und effektiv dieses Gerät war. P-J hatte sich nie recht darauf eingelassen.

Als wir all die Pläne für das neue Haus durchgegangen waren, die möglichen Veränderungen, unsere Ideen für den Garten und den Anbau, war mir klar geworden, wie dankbar ich für P-Js positive Lebenseinstellung war, auch wenn er sich immer wieder vor der Arbeit drückte. Wild gestikulierend versuchte ich, ihm in der kleinen Waschküche auf der Rückseite des Hauses zu erklären, wo der Anbau hinkommen sollte. »Hört sich fantastisch an«, sagte er, »machen wir. Setz deine Vorstellungen doch mal in ein paar Zeichnungen um.«

Nicht dass wir das nötige Geld gehabt hätten, aber er rückte mir deswegen weder den Kopf zurecht noch legte er meinen Gedanken Zügel an. Ich bin nun mal die Planerin, ich blicke immer nach vorn. Er geht das Leben viel lockerer an. Wann immer ich vorauspresche und mir Gedanken über alle möglichen Probleme mache, ist sein Motto: »Darum kümmern wir uns, wenn es so weit ist.«

In den folgenden Wochen verwandelte sich unser englisches Landhaus Zimmer für Zimmer, während P-J draußen erste Veränderungen am Garten vornahm. Ast für Ast verschwand der hohe Baum, der uns die Aussicht blockiert hatte. Wenn ich nörgelte, dass mir das alles zu langsam ging,

erinnerte mich P-J daran, dass das nötig war, damit die Wurzeln allmählich absterben konnten – das würde den Boden rundum weniger in Mitleidenschaft ziehen. Er hatte bestimmte Äste stehen lassen, um sie als Leiter zu benutzen, und turnte behände darauf herum. Er schien sich auf dem Baum richtig zu Hause zu fühlen, und ich musste lachen, wenn er von da oben herunter mit mir plauderte, als wäre das die natürlichste Sache der Welt.

P-J war noch ein Junge gewesen, als sein Vater das Haus der Familie mit einem gewaltigen Holzofen zu heizen begann, und dafür hatte er Holz gebraucht, eine Unmenge Holz. Von seinem siebten Lebensjahr an war P-J mit seinem Vater zum »Holzmachen« gegangen. Weiteren einschlägigen Unterricht bekam er in Frankreich, als uns sein Vater besuchte, um uns dabei zu helfen, das Land von Totholz zu säubern. Sein Vater ist holzsüchtig; Holz hatte ihm durch eine Zeit schlimmer Depressionen geholfen: Holz, körperliche Betätigung, Zeit an der frischen Luft. Mit großer Entschlossenheit machte er sich dann auch in Frankreich ans Werk. Wann immer er uns besuchen kam, füllten sich unsere Scheunen mit Holz; ein holzgefüllter Anhänger nach dem anderen fuhr von der Weide, damit die Pferde ungestört grasen konnten. Die Arbeit auf dem Anwesen war eine kostbare gemeinsame Zeit für P-J und seinen Vater, und die beiden hatten sich dabei viel zu erzählen.

Als der Tag kam, an dem der Rest des Baums im Garten hinter dem Haus dran glauben sollte, war er nur noch schlaksig, hochaufgeschossen mit hier und da einem Ast. Ich konnte es kaum erwarten, unsere Aussicht endlich ganz für

uns zu haben und sie nicht mehr mit diesem hässlichen Totempfahl teilen zu müssen.

»Bist du dir auch wirklich sicher? Wir können jederzeit jemanden kommen lassen, der den Rest erledigt. Schau doch, wie nah der Baum am Gewächshaus vom Nachbarn ist«, sagte ich. Ich machte mir wirklich Sorgen, als P-J ein letztes Mal auf den Baum stieg, um etwa in Dreiviertelhöhe ein Seil festzubinden.

»Ich weiß schon, was ich tue.«

»Wirklich?«

»Ja!«

»Aber ...«

»Hier, fang!« P-J warf das Seil in meine Richtung und wies auf einen Baum auf der anderen Seite des Gartens. Er kletterte wieder herab und machte das Führungsseil an diesem Baum fest. »Siehst du, völlig unmöglich, dass er so auch nur in die Nähe des Treibhauses fällt.«

Etwa in Hüfthöhe brachte er in der Mitte des Stammes mit der Motorsäge einen Schnitt schräg nach unten an, dann einen zweiten horizontal, und schließlich schlug er den so geschaffenen Keil aus dem Baum. In die Richtung der Kerbe sollte der Baum fallen. P-J hieß mich, das Führungsseil festzuhalten, und wenn ich das Gefühl hätte, dass der Stamm sich in die falsche Richtung neigte, sollte ich so fest wie möglich an dem Seil ziehen. P-Js Kettensäge heulte wieder los, als plötzlich ein starker Wind aufkam. P-J war etwa in der Mitte des Stammes, als ich spürte, dass der Baum das Seil in die falsche Richtung zog, also hielt ich kräftig dagegen, und er landete in der vorgesehenen Position.

P-J nahm den Helm ab und wies mit der Säge auf den Stumpf. »So, und was soll mit dem hier passieren? Ich kann